

»Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Ich gebe zu, dass mich als Philosophen die Theologie schon immer betört und durch einen schlangengleichen Verführer dazu verleitet hat, von der verbotenen Frucht zu essen, obwohl ich mich doch mit klarem Verstand und nüchterner Besonnenheit auf den Weg meiner philosophischen Karriere gemacht habe. Es ist eine persönliche Verrücktheit und Schwäche: Ich habe es nie geschafft, nicht von Religion, Gott und Theologie zu sprechen, so sehr ich es auch versucht habe. Ich habe diese Stimmen mein ganzes Leben lang gehört. So wurde ich gerade durch die Dekonstruktion von Religion dazu geführt, eine offenkundig religiöse Sprache anzunehmen. Aber lassen Sie sich im Voraus warnen: Es ist möglicherweise nicht die Religion, die Sie erwarten.«

John D. Caputo

John D. Caputo

Die Torheit Gottes

Eine radikale Theologie des Unbedingten

Mit einer aktuellen Einleitung des Autors
und einem Nachwort von Helena Rimmele,
Herbert Rochlitz und Michael Schüßler

Aus dem Englischen von Helena Rimmele und
Herbert Rochlitz

Matthias Grünewald Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel:
John D. Caputo, The Folly of God. A Theology of the Unconditional,
Polebridge Press, Salem, 2016
ISBN 978-1-59815-171-8
© John D. Caputo



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2022 Matthias Grünewald Verlag
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.gruenewaldverlag.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-7867-3298-3

Inhalt

Einleitung zur deutschen Ausgabe	9
--	---

John D. Caputo

Einführung	21
------------------	----

<i>Das Interesse der Theologie</i>	21
------------------------------------	----

1. Gott ist kein »höchstes Wesen«	27
---	----

<i>Das höchste Wesen</i>	27
--------------------------	----

<i>Theologie beginnt mit Atheismus</i>	30
--	----

<i>Der Seinsgrund</i>	34
-----------------------	----

2. Das Unbedingte	39
-------------------------	----

<i>Sich mit den Kräften der Dekonstruktion verbünden</i>	41
--	----

<i>Das Dekonstruierbare</i>	45
-----------------------------	----

<i>Das nicht Dekonstruierbare</i>	49
-----------------------------------	----

<i>Das protestantische und das jüdische Prinzip</i>	51
---	----

3. Proto-Religion	57
-------------------------	----

<i>Die reine Torheit einer Proto-Religion</i>	58
---	----

<i>Zwei Beispiele</i>	62
-----------------------	----

4. Wie lange wird es Religion noch geben?	69
---	----

<i>Die Priester haben immer eine Frohe Botschaft</i>	69
--	----

<i>Ist die Religion es wert, Bestand zu haben?</i>	73
--	----

5. Ein Lob auf die Schwachheit	75
<i>Schwachheit im Denken</i>	75
<i>Ein schwacher Messianismus</i>	78
<i>Die Schwachheit Gottes</i>	80
<i>Schwachheit bis ganz unten</i>	83
6. Das Sein des Höchsten Wesens abschwächen	87
<i>Den Seinsgrund abschwächen</i>	88
<i>Die mystische Theologie zum Verstummen bringen</i>	91
7. Eine Theologie des Vielleicht.....	95
<i>Skepsis gegenüber dem Höchsten Wesen</i>	96
<i>Eine Theologie des Vielleicht</i>	99
8. Die Torheit des Rufes	105
<i>Gottes Verheißung</i>	105
<i>Die Torheit des Rufes</i>	109
9. Senfkörner statt Metaphysik	117
<i>Die Theopoesie des Reiches Gottes</i>	117
<i>Theopoesie</i>	117
<i>Hegels »Vorstellung«</i>	120
<i>Metaphysik statt Senfkörner</i>	124
<i>Hör auf, wenn du in Führung liegst</i>	126
<i>Das Reich Gottes</i>	131
10. Braucht das Reich Gottes eigentlich Gott?	135
<i>Dein Reich komme</i>	137
<i>Die Insistenz des Reiches Gottes</i>	141
<i>Kostbare, völlige Verrücktheit</i>	143
<i>Genug gesagt</i>	149

Bibliographie.....	153
Resonanzen: Zugänge zu John D. Caputos »Die Torheit Gottes«.....	157
<i>Trialog: Zugänge in verschiedenen Perspektiven</i>	157
<i>Epilog: Caputo in der deutschsprachigen Theologie</i>	164
Über den Verfasser	167

Einleitung zur deutschen Ausgabe

Ich bin äußerst zufrieden, dass nun eine deutsche Übersetzung von »Die Torheit Gottes« erscheint und danke allen, die diese möglich gemacht haben. Mein Dank gilt vor allem Herbert Rochlitz und Helena Rimmele für ihre hervorragende Übersetzung, die sie ursprünglich für ihre Arbeit in der Kirchengemeinde Emmendingen-Teningen nutzen wollten; Christiane Bundschuh-Schramm, Michael Schüßler, Volker Sühs und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Grünewald-Verlags sowie David Gediga und Kathrin Wache, die die deutschen Literaturangaben recherchiert haben. Ihnen allen sage ich »vielen Dank!« Eine deutsche Übersetzung passt besonders gut zu »Die Torheit Gottes«, weil eine der zentralen Figuren des Buches Paul Tillich (1886–1965) ist. Tillich war ein bedeutender deutscher Theologe, dessen Buch »Die sozialistische Entscheidung« (1933) ihn seinen Job in Frankfurt kostete. Dies war der Anlass für seine Auswanderung in die Vereinigten Staaten. Auf diese Weise wurde das große Erbe des deutschen Idealismus nach Upper Manhattan verpflanzt und dieser begann, Englisch zu sprechen. Tillich hatte behauptet, dass der Nationalsozialismus reaktionär und irrational sei, der sowjetische Sozialismus seelenlos und rationalistisch. Das Christentum sei demgegenüber der wahre Sozialismus, eine prophetische Leidenschaft für die Geringsten unter uns. Diese hervorragende Argumentation wurde von der lutherischen Kirche nicht angenommen, was enttäuschend war und wurde auch von den Nazis nicht gerne gesehen, was nicht überraschend war. Das Buch hätte ihn wohl mehr als seinen Job gekostet, wenn er noch länger in Deutschland geblieben wäre. Tillich sagte, dass er damals dachte, dies sei das Ende seiner Laufbahn als Theologe, Theologie könne man nur auf Deutsch und in Deutschland betreiben. Damit lag er nicht ganz richtig. Denn auch in den USA gelang ihm eine beeindruckende Karriere, er wurde ein bekannter Intellektueller von internationalem Rang. Dennoch kann ich nachvollziehen, wie Tillich auf diesen Gedanken kommen konnte: Deutsch ist die Sprache der großartigen kreativen Genies der modernen Philosophie und Theologie und so ist es für mich eine nicht geringe Ehre zu erleben, dass mein Buch so in der deutschsprachigen Welt willkommen geheißen wird. Wo auch immer Paul Tillich jetzt ist – vielleicht lächelt er uns gerade zu.

Die Religion ist in Schwierigkeiten. Das ist die ebenso traurige wie einfache Wahrheit – und es ist schon bedauerlich, ein Buch über Gott so beginnen zu müssen. Das gilt für die Vereinigten Staaten, aber es ist nicht minder zutreffend für Europa. Der religiöse Glaube wird von Tag zu Tag unglaublicher. Mehr und mehr wird er zur letzten Bastion für Reaktionäre, die Überlegenheit der weißen Rasse, Fremdenfeindlichkeit, Misstrauen gegen die Wissenschaft, Patriarchat und Homophobie, ein Hort für alle, die den Pluralismus unserer Zeit mit Sodom und Gomorrha gleichsetzen. Soziologisch gesprochen verliert die Religion bei einem wachsenden Teil der Bevölkerung immer mehr an Boden, insbesondere bei jungen Menschen, in städtischen Milieus und bei Gebildeten und beschränkt sich immer mehr auf eine alternde ländliche Bevölkerung. Die katholische Priesterschaft und besonders die Ordensgemeinschaften dünnen mehr und mehr aus, der Kirchenbesuch nimmt seit Jahrzehnten kontinuierlich ab, eine Entwicklung, die durch den Missbrauchsskandal noch verschärft wird. Auf Englisch sagen wir, dass die »Nonnen« im Schwinden sind, die »Nones« (nicht religiös gebundene Menschen) dagegen zunehmen. Auch die protestantischen Großkirchen leeren sich, ihre alten Gebäude werden zu schicken Restaurants umgebaut. In den Vereinigten Staaten hat die Unterstützung, die Donald Trump von evangelikalen Protestanten und konservativen Katholiken erhalten hat, ihren Ruf nachhaltig getrübt und ihnen mehr geschadet, als ihre schärfsten Kritiker es je gekonnt hätten. Die religiöse Rechte befürchtet, dass ihre Welt vor ihren Augen verschwindet und liegen damit nicht einmal ganz falsch. Ihre kleinen Städte und Farmen, ihre Arbeitsplätze in der Industrie und ihre Familienbetriebe verschwinden und die junge Generation konsumiert Drogen und zieht weg. Aber anstatt sich diesem Wandel der Zeiten anzupassen, halten sie instinktiv sogar mit Gewalt dagegen, wie der Sturm auf das Kapitol in Washington D.C. am 6. Januar 2021 gezeigt hat. Bei all dem glauben sie, dass Gott auf ihrer Seite steht und dass die Religion ihr Zufluchtsort ist. Wie es der frühere Präsident Barack Obama einmal ausgedrückt hat: Sie suchen ihr Heil in Gott und in Gewehren. Natürlich ist es unvermeidlich, dass ich auf meine Erfahrungen mit Religion in Amerika zurückgreife, aber ich gehe davon aus, dass deutsche Leserinnen und Leser ähnliche Problemanzeigen auch in Deutschland kennen.

Ich behaupte nicht, dass »Die Torheit Gottes« die Lösung all dieser tief-

sitzenden und komplexen Probleme ist, die sowohl soziologischer als auch theologischer Natur sind. Aber ich hoffe, mit diesem Buch zu ihrer Lösung beitragen zu können. Dazu wäre es meines Erachtens hilfreich, sich darauf zurückzubessinnen, was wir mit Religion, Theologie und natürlich nicht zuletzt, sondern zu allererst und immer mit dem Begriff Gott eigentlich meinen; ebenso hilfreich wäre es, sich daran zu erinnern, dass Religion nicht die Kreuzigung unseres Verstandes erfordert. So wenig wir heutzutage einander vertrauen können, so gespalten und polarisiert wir auch sein mögen, das, was uns verbindet, darf nicht zerbrechen. Wir sitzen alle im selben Boot. Wir suchen nach etwas, das übergreifend und uns gemeinsam ist und das dazu beiträgt, diese spaltenden Debatten zu entschärfen, die Aufspaltung zwischen religiös und säkular, Theisten und Atheisten, Stadt und Land, rechts und links. Es geht hier um etwas, das die tiefsten Saiten unseres Herzens zum Klingen bringt, etwas, das man nicht in »Religion« einsperren kann und das auch auf den Skalen der »säkularen« Welt angezeigt wird.

Was könnte das sein? Tillich nannte es das »Unbedingte«, also das, was alles andere bedingt, das, was wir sagen, denken und ersehnen, das, was ist, aber was durch nichts anderes bedingt wird. Dieser Begriff ist das Herzstück der Tradition des deutschen Idealismus, der von Kant bis Hegel reicht und auch Schelling einschließt, um den sich Ende des 19. Jahrhunderts in Tübingen eine katholische theologische Schule bildete. Aber man muss kein deutscher Metaphysiker sein, um das zu begreifen. Es findet sich auch wieder in den Worten, die der Heilige Paulus auf dem Areopag sprach, als er, der mit Geringschätzung auf die Philosophie herabblickte, dennoch auf das Bezug nahm, »worin wir leben, uns bewegen und sind.« (Apg 17). Aber wer ist denn eigentlich »wir«? Alle, Griechen und Juden, all die sterblichen menschlichen Wesen, also alles und jeder! Passend und vielsagend zugleich zitiert Paulus hier nicht die Heiligen Schriften, sondern einen griechischen Dichter. Er beschreibt dabei ein universales Prinzip, das jeder, der denkt, der es »wagt zu denken« (sapere aude), wiederentdecken kann. Dies ist übrigens ein Motto der Aufklärung. In diesem Sinn ist eine »Theologie des Unbedingten« immer auch radikale Theologie, also eine Theologie für jeden, der es wagt zu denken. Genau deshalb brauchen wir auch dringend eine »neue Aufklärung«, die anders als die alte keine Angst davor hat, sich dabei auch auf religiösem Terrain zu bewegen.

Das Unbedingte ist die elementarste Grundbedingung unseres Lebens, die ultimative Vorannahme, Rahmenbedingung oder der Horizont unseres Lebens. Um es mit einem etwas saloppen Vergleich zu erklären: In der Zeitschrift »The New Yorker« war vor einigen Jahren eine Karikatur, in der ein alter Fisch zwei junge Fische mit den Worten begrüßt: »Wie ist das Wasser, Jungs?« Als der alte Fisch außer Sichtweite ist, fragt einer der jungen Fische den anderen: »Was zum Teufel ist denn eigentlich Wasser?« Um einen ernsthafteren Vergleich heranzuziehen: Das Unbedingte entspricht dem, was die Physiker ein »Feld« nennen, während das, was wir »die Dinge« nennen, Auswirkungen dieses Feldes sind. Schelling nennt es das »Unvordenkliche« – was für ein wunderbares Wort! Ich versuche, Fachbegriffe in diesem Buch auf das notwendige Minimum zu reduzieren, aber die großen Philosophen und Theologen waren sehr kreativ und es wird Sie schon nicht umbringen, wenigstens einen kleinen Vorgeschmack auf ihre äußerst erfinderischen Wortschöpfungen zu bekommen. Schelling meint mit diesem Ausdruck die Tatsache, dass das Unbedingte schon lange am Werk ist, ehe das Denken die Bühne betritt und anfängt, Fragen zu stellen. Tillich, der sowohl seine Doktorarbeit als auch seine Habilitation über Schelling geschrieben hat, drückt das so aus: »Gott ist das Unbedingte, aber das Unbedingte ist nicht Gott.« Warum nicht? Weil es nach einer Zeit, in der Gott traditionell dieses Amt innehatte, auch andere Kandidaten gibt, die sich um diesen Posten bewerben – wie z. B. »Materie« oder heutzutage »Informationssysteme«. Gott ist nach Tillich ein Symbol für das Unbedingte in einem bestimmten historischen Kontext. Die Gläubigen springen auf, um zu protestieren: Das ist ja schrecklich – nur ein Symbol? Wenn ihr verstehen würdet, was ein Symbol ist, antwortet Tillich, würdet ihr niemals sagen: »nur ein Symbol«! Menschen töten und sterben für Symbole. Symbole sind keine willkürlichen, aus einer Laune heraus geschaffenen Fiktionen. Sie werden in den Feuern der Geschichte geschmiedet, sie werden aus Blut, Schweiß und Tränen der Erfahrung geboren. Sie können nicht durch eine logische Argumentation widerlegt werden, aber sie können ihre Macht verlieren, wenn wir uns nicht mehr in ihnen wiedererkennen. (Genau das passiert unter dem Einfluss der religiösen Rechten heute mit dem Wort »Gott«). Wenn das geschieht, können Symbole auch nicht mehr durch eine logische Argumentation gerettet werden. Deshalb meine ich, dass Theologie, eine wirklich radikale Theologie, gar keine »-logie« im

engeren Sinn ist. Denn sie ist keine »Logik«. Theologie ist Poesie, Theopoesie, die die Denkanstöße unserer religiösen Symbole so gut es geht ins Wort zu bringen versucht.

Das heißt, dass das Unbedingte schon da ist, bevor alles in religiös und säkular, rechts und links, heterosexuell und homosexuell etc. aufgespalten wird. Was ist denn dann Religion? Ich sollte wohl zuerst darauf hinweisen, dass Tillich bereits 1965 gestorben ist. Wenn heute diese Frage, besonders in einem universitären Umfeld, gestellt wird, ist die erste Antwort, die man darauf zu hören bekommt, eine Kritik des Wortes »Religion«. Das Wort stammt aus dem »christlichen Latein« und hat erst in unserer Zeit seine heutige Bedeutung entfaltet. Im Mittelalter wurden damit in erster Linie die religiösen Ordensgemeinschaften im Unterschied zu weltlichen Lehrmeistern bezeichnet. Das Wort Religion hat eine Geschichte, die unentwirrbar verknüpft ist mit Eurozentrismus, Kolonialismus und der Zwangsbekehrung indigener Völker zur »wahren Religion«. Mit anderen Worten: Heutzutage ist ausgerechnet die Religion ein seltsamer Ort, um das zu suchen, was uns verbindet, weil dieses Wort in unserer Zeit eher zu einem Stein des Anstoßes geworden ist, in dem all das steckt, was uns trennt.

Wie dem auch sei, Tillich selbst hat gesagt, dass das Hauptthema von »Religion« das Unbedingte ist, so dass Religion heißt, von etwas ergriffen zu sein, das unbedingte Bedeutung hat und uns im letzten und unbedingten angeht. Das alles fließt zusammen im zentralen Symbol für das Unbedingte, nämlich Gott. Diese Definition gefällt mir, weil sie ganz ohne Kerzen, Klerus, Predigten, Dogmen und Kirchensteuer auskommt. Tillich sagt, dass Religion in unterschiedlichsten kulturellen Kontexten zu finden ist, überall dort, wo etwas von unbedingter Bedeutung im Spiel ist – in Kunstwerken, in einem Forschungslabor, einem Klassenzimmer, einer Ebola-Klinik in Westafrika oder einer Suppenküche, in den Ritualen indigener Völker, in der Art und Weise, wie wir im täglichen Leben miteinander umgehen, ja sogar in einem alten Hut auf dem Dachboden, der einem schon lange verstorbenen geliebten Angehörigen gehört hat und durch den wir mit den Geheimnissen von Leben und Tod konfrontiert werden. Religion kann nicht in ein Gotteshaus eingesperrt werden. Tillich unterscheidet also eine Art »Proto-Religion« des Unbedingten von Religion im engeren Sinn.

Diese Proto-Religion ist nicht ein bestimmter Teil der Kultur, die von

einem »weltlichen« Teil zu unterscheiden ist, sondern sie ist das tiefste Innere von Kultur, die Tiefendimension von jedem Teil der Kultur, die er den »Seinsgrund« nennt. Egal wo man anfängt, ausgehend vom eigenen Standpunkt wird man überall dort, wo man sich selbst in der Kultur wiederfindet – ob mit oder ohne Religion im engeren Sinn – und wenn man nur anfängt zu graben und tief genug gräbt, immer auf eine theologische Tiefendimension stoßen, d. h. auf Dinge von unbedingter Wichtigkeit und Bedeutung. Tillich sagt also: Wage zu denken, aber trau dich auch, diese theologische Tiefe zu erreichen. Das bedeutet auch, dass andere Kulturen – und heutzutage auch die Vielfalt der Menschen in unserer multikulturellen Gesellschaft – andere Symbole haben, in denen sie auf ihre je eigene Weise das Unbedingte in Wort und Bild, Lied und Tanz ausdrücken. Das Sein, so meinte Aristoteles vor langer Zeit, wird auf vielfältige Weise ausgedrückt. Allerdings!

Ob man also in Tillichs Sinn religiös ist, entscheidet sich nicht an der Frage nach der eigenen Religionszugehörigkeit. Es geht nicht darum, ein Formular entsprechend auszufüllen – es geht vielmehr um eine Lebensform. Es geht nicht darum, »autonom« zu leben, so als könne man alles selbst machen, und auch nicht darum, sein Leben »heteronom« zu gestalten, indem man einfach Befehle von anderen befolgt, sei es von der Kirche oder der Bibel, der Partei oder dem Staat. Es geht vielmehr um eine Lebensform, die Tillich »theonom« nennt. Damit beschreibt er ein Leben, das aus den tiefsten Quellen des Seins heraus gelebt wird, aus denen wir den »Mut zum Sein« schöpfen können angesichts aller Kräfte des Nichtseins, der Gier und Selbstsucht, der Aggression und Gewalt. Wenn uns diese Religion im Sinne Tillichs fehlt, dann taugen wir zu gar nichts, wo wir doch, einer Aufforderung Jesu folgend, Salz der Erde sein sollen. Es ist unschwer zu erkennen, dass es mit einer Religion im von Tillich beschriebenen Sinne Engstirnigkeit, Grabenkämpfe, religiöse Gewalt und rückwärtsgewandte reaktionäre Rechte nicht mehr in die Schlagzeilen schaffen würden. Die säkulare Linke – diesen Aspekt kann ich nicht verschweigen – wäre dann nicht mehr die spottende Vorhut der »Gebildeten unter den Verächtern der Religion«, wie Schleiermacher sie nannte. Wir würden erkennen, dass wir in dieser Hinsicht alle in einem Boot sitzen. In welcher Hinsicht? In Hinsicht auf das Unbedingte natürlich – worauf sonst?

Nachdem ich das Unbedingte in den Blick genommen habe, geht es im zweiten Teil meiner Ausführungen darum, das Unbedingte wieder *abzuschwächen*, womit wir bei der in meinem Buchtitel anklingenden »Torheit« sind. Dabei berufe ich mich auf den französischen Philosophen Jacques Derrida (1930–2004). Wenn Tillich mein bevorzugter offizieller Theologe ist, dann ist Derrida mein bevorzugter inoffizieller. Ich nenne ihn inoffiziell, weil Derrida offiziell, also nach dem Maßstab seines Ortspfarrers (oder in seinem Fall Rabbis), ein linker Pariser Rive-Gauche-Atheist war. Derrida war wie Camus ein sogenannter »Pied Noir«, also ein französischsprachiger Algerier, der sich in Paris einen Namen als bekannter Philosoph (und Begründer des Dekonstruktivismus) gemacht hat. Auch Derrida interessierte sich für das Unbedingte, aber er sprach vom »Unbedingten ohne Souveränität«, d. h. ohne souveräne Macht, sei es nun die Macht eines Gottes in der Höhe oder des Seinsgrunds, sei es die Macht des Staates oder der Partei. So legte er z. B. dar, dass das Gesetz Macht und Gewalt hat, die *Gerechtigkeit* hingegen machtlos ist. Das Gesetz verfügt über Polizei, Gerichte und Gefängnisse, die Gerechtigkeit dagegen hat nichts als sich selbst zu bieten. Das Gesetz hat die Macht, die Gerechtigkeit dagegen hat nur recht. Warum, oh Herr, haben die Bösen Erfolg? Weil sie die Gesetze zu ihren Gunsten formulieren. Die Gerechtigkeit, so es sie überhaupt gibt, kann aus sich selbst heraus nur rufen. Die Gerechtigkeit ruft, sie ist das, wozu wir aufgerufen sind, aber es ist das Gesetz, das alle Macht hat. Die Gerechtigkeit hat keine Heere, weder himmlische noch irdische. Was hat sie dann? Derselbe Derrida (der ja bis zu dem Zeitpunkt, als er nach Paris ging, als Jude geboren und erzogen wurde) nennt sie eine »schwache messianische Kraft«, die die Macht hat, uns zu rufen und zu locken, die sich an uns wendet und sogar Anspruch auf uns erhebt – aber ohne die Macht, dies durchzusetzen oder gar zu erzwingen. Die Gerechtigkeit ruft uns, aber wir können uns immer auch von ihr abwenden. Indem wir das Unbedingte aller Macht berauben, enthüllen wir es in seiner ganzen Unbedingtheit und finden dabei den hermeneutischen Schlüssel für das, was im Namen Gottes oder des Unbedingten geschieht.

Lassen Sie mich zwei Beispiele nennen: Im 6. Kapitel greife ich auf das Beispiel von Dostojewskis berühmter »Legende vom Großinquisitor« zurück. Nach einer langen und recht interessanten Schimpftråde schließt der Kardinal seine Rede, indem er Jesus seine Macht über dessen Leben und Tod vor Augen führt. Jesus, der die ganze Zeit geschwiegen hat, geht

auf ihn zu und küsst ihn, was diesen mächtigen Mann total entwaffnet. Die übliche Interpretation dieser Szene durch die Rechtgläubigen ist die einer Lektion in göttlicher Zurückhaltung. Jesus, der diesen Mann mit einem Wimpernschlag hätte vernichten können, so wie er auch vom Kreuz hätte steigen, die römischen Soldaten an den Felsen zerschmettern und das römische Imperium dem Erdboden hätte gleichmachen können, entscheidet sich, all das nicht zu tun. Das sehe ich nicht so, denn das würde Jesus zu einem John Wayne machen, einem starken, aber schweisgsamen Helden aus einem Hollywood-Film. Meiner Ansicht nach ist diese Szene vielmehr ein Beleg für die machtlose Macht des Kusses, für die schwache Kraft der Vergebung, viel eher im Sinne des gewaltlosen Widerstands eines Gandhi oder Martin Luther King, die die Mächte dieser Welt beschämten. Das *christliche Symbol* des Unbedingten ist das Kreuz. Das Göttlichste und Gott-Ähnlichste an der Kreuzigung ist in der Vergebung zu finden, die Jesus auch auf seine Mörder ausweitete. Ich glaube nicht, dass das »Unbedingte« irgendetwas mit der Allmacht eines höchsten Wesens oder auch der immanenten Macht von Tillichs Seinsgrund zu tun hat. Meiner Ansicht nach ist die Macht, die in der »Gottesherrschaft« oder dem Reich Gottes regiert, vielmehr die ohnmächtige Macht dessen, was uns unbedingt anruft, ohne Gewalt, in Umkehrung unserer Erwartungen an das, was wir Gott nennen. Denn dieser Gott hat »Menschen erwählt, die die Welt als Narren ansieht, um so die Heuchelei derer zu entlarven, die glauben alles zu wissen; und Gott hat Menschen erwählt, die die Welt als schwach ansieht, um so die Heuchelei derer zu entlarven, die die Macht haben.« (1 Kor 1,27)

Mein zweites Beispiel ist Matthäus 25. Der ursprüngliche Titel dieses Buches war »Braucht das Reich Gottes eigentlich Gott?« Den Herausgebern klang das zu atheistisch, deshalb habe ich nur dem letzten Kapitel diese Überschrift gegeben. Wenn wir uns fragen, was Jesus selbst denn mit »Gott« meinte, dann stellen wir fest, dass Jesus weniger von Gott als vom Reich Gottes und weniger vom Reich Gottes als von Senfkörnern, Sauerteig und in einem Acker vergrabenen Schätzen spricht. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit immer wieder weg von hohen und mächtigen Themen auf solche, die ganz unten und bodenständig sind – von Gott auf das Reich Gottes, vom Reich Gottes auf Senfkörner. Er interessierte sich mehr für Senfkörner als für Metaphysik. Er hat nie etwas vom »Neuplatonismus« gehört, den die frühen Kirchenväter oder der deutsche Idealis-

mus im Kopf hatten. Wenn wir dieser jesuanischen Logik der Umlenkung folgen, dann scheint sich »Gott in der Höhe«, das *ens supremum* rückstandslos in den Werken der Barmherzigkeit und Liebe, der Vergebung und des Mitgefühls aufzulösen, die in den Reich-Gottes-Gleichnissen beschrieben werden. Der Begriff »Gott« ist nicht die Bezeichnung eines höchsten Wesens oder einer universellen kosmischen Macht, sondern einer *Lebensform*, eines Handelns, einer Tat, nicht etwa die Bezeichnung eines Wesens, dessen Existenz zur Debatte steht. »Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig, und dir zu trinken gegeben?« Punkt. Da ist kein furchterregender Menschensohn, der kommt, um die Nationen zu richten. Das Wunderbare an Matthäus 25 ist doch, dass die Gerechten keine Ahnung hatten, dass ihnen in den Hungernden und Durstigen der Herr selbst begegnete – und schon gar nicht, dass als Folge ihrer Barmherzigkeit ein großes himmlisches Festmahl auf sie wartete. Es zerstört daher die Geschichte, wenn sie so weitererzählt wird. Denn jetzt kennen sie das Geheimnis: Tu das, und du wirst belohnt, tu es nicht, und du wirst so bestraft, wie du es dir gar nicht ausmalen kannst. Die eigentliche Pointe der Geschichte ist aber nicht, dass das Reich Gottes eine *Belohnung* für die Werke der Barmherzigkeit ist, sondern dass die Werke der Barmherzigkeit das Reich Gottes *sind*. Sobald wir einen Herrn, ein höchstes Wesen, einen obersten Richter einsetzen, der die Schafe von den Böcken scheidet und der die Macht hat, zu belohnen und zu bestrafen, untergraben wir die gesamte Geschichte. Wenn du mich liebst, werde ich dich reich belohnen; wenn du mich nicht liebst, wirst du das bitter bereuen! Können Sie sich einen solchen Heiratsantrag vorstellen?

Wenn man das Unbedingte nicht in Kirchen einsperren kann, heißt das nicht, dass es nicht auch in den Kirchen zu finden ist. Was bedeutet also das Unbedingte für das kirchliche Leben heute? Die kurz gefasste Antwort lautet, dass die Kirchen das Unbedingte enthalten und dass es dort eine Quelle heilsamer Unruhe ist, die kreativ durcheinanderbringt – oder so sollte es zumindest sein.

Tillich beschrieb das, was er das »protestantische Prinzip« nannte und meinte damit nicht die historisch gewachsenen protestantischen Kirchen, sondern einen allgemeinen Maßstab, an dem sich der Protestantismus und auch alles andere messen lassen muss. Er beschrieb damit das

Prinzip, das die Distanz zwischen dem Unbedingten und allen konkreten Ausformungen bemisst – den Symbolen, Glaubensrichtungen und -vollzügen, den Institutionen, Traditionen und Texten, die alle *konstruiert* wurden, um das Unbedingte zu deuten oder zu vermitteln. Diese Distanz ist unüberbrückbar. Der »Gott der Lücken« bedeutet deshalb für Tillich nicht »Gott als Lückenfüller«. Er weist vielmehr auf die Zwischenräume hin, die Gott öffnet. »*Semper reformanda*« bedeutet, dass die Konstrukte immer zu kurz greifen. Wenn wir das vergessen, wird das Bedingte nicht zu einem Symbol, sondern zu einem Götzen, der den Kontakt mit dem Unbedingten verhindert, statt ihn zu ermöglichen. Wie Derrida es ausdrückt: Die Bedingungen und Konstrukte sind dekonstruierbar, das Unbedingte an sich – wenn es das gibt, *s'il y en a* – ist nicht dekonstruierbar. Im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung bedeutet Dekonstruktion keineswegs einfach Zerstörung. Dekonstruktion wirbelt den Bodensatz auf; es wühlt etwas auf, so wie man ein Getränk, in dem sich etwas abgelagert hat, schüttelt, um den Geschmack wieder zur Geltung zu bringen. Dekonstruktion setzt die kreativen Energien eines Textes, einer Institution oder einer Tradition frei und ermöglicht so das, was Derrida das »Ereignis« nannte, also das, *was wirklich erforderlich ist*. Dekonstruktion offenbart die Vorläufigkeit aller Konstrukte, die versuchen, sich selbst zum Unbedingten zu stilisieren. Dekonstruktion ist ein Aufruf zur Wachsamkeit in Hinblick auf alle Konstrukte, um so das belebende Ereignis wiederzuentdecken, das niemals nur eine Sache ist, das niemals ruht, das uns immer ruft und die ständige Neuerfindung des inspirierenden Ereignisses fordert.

Dem sollten wir noch ein »katholisches Prinzip« hinzufügen, das genauso wichtig ist. Der Wert des protestantischen Prinzips besteht darin, der aus Luthers Rückbesinnung auf die biblischen Quellen resultierenden Tendenz zu allzu wörtlicher Auslegung und Biblizismus entgegenzuwirken. Katholiken sind weniger anfällig für die Versuchung, ein Buch zum Götzen zu machen, weil sie die Bibel in den Kontext der *Tradition* stellen. Für Katholiken ist die Bibel nicht der *normative Maßstab* der Tradition, sondern die *Auswirkung* der Tradition. Zu einem bestimmten, sehr frühen Zeitpunkt des Überlieferungsprozesses, wenige Jahrzehnte nach dem Tod Jesu, begannen die griechischsprachigen Anhänger des »Weges« – die ja Jesus nicht mehr und das Wort oder die Realität einer »Christenheit« noch nicht hatten –, ihre Geschichten von Jesus aufzu-

schreiben, da sich das zweite Kommen Christi zu verzögern schien. Das eigentlich Wichtige am katholischen Prinzip ist nicht ein Buch, sondern die *Geschichte*, in der der Geist nicht auf biblische Inspiration beschränkt wird, sondern auf die Inspiration der Tradition ausgedehnt wird, in der der Geist sich durch Raum und Zeit bewegt und uns mal in die eine, mal in die andere Richtung antreibt.

Das katholische Prinzip will also der Tendenz entgegenwirken, nicht nur ein Buch, sondern auch eine bestimmte *historisch gewachsene Form*, die der Geist angenommen hat, zum Götzen zu machen, etwa die der frühen griechischen Konzilien oder des Hochmittelalters oder des Konzils von Trient. Das II. Vatikanische Konzil wollte uns vor Konzilien ebenso warnen wie davor, die vergangenen Konzilien oder die Vergangenheit insgesamt als normativ zu betrachten und es ermutigt uns dazu anzufangen, auf den Heiligen Geist zu hören, auf das Ereignis – und vor allem aufzuhearschen, die Hierarchie mit der »Kirche« zu verwechseln. Die Kirche, so sagte das Konzil, ist das *populus Dei*, nicht die Hierarchie, und in diesem Gottesvolk atmet der Geist. Das katholische Prinzip besteht also darin, weiter zu atmen, ein- und auszuatmen, die Formen zu reformieren, das Ereignis, das alles in Gang gebracht hat, immer wieder neu zu erfinden. Was ist das für ein Ereignis? Die Erinnerung an einen Mann, den man getötet hat, der aber nicht im Tod blieb, sondern stattdessen in den »theopoetischen« Raum hinein auferstand. Dort wurde er zu einer Ikone von großer Strahlkraft, zu einem Symbol, ein Mensch, der seinen Mördern vergab und den Armen eine frohe Botschaft brachte. Heute treibt der Geist meiner Ansicht nach die Kirche dazu, einen neuen Blick auf die Kirche zu werfen, auf das Priesteramt, die Frauen, gleichgeschlechtliche Liebe, auf die Witwen, Waisen und Fremden, die an die Türen unserer Einwanderungsgesetze klopfen. Der Maßstab, an dem sich die Kirche messen lassen muss, ist nicht die Vergangenheit, sondern der Heilige Geist – und wie gut tut es, heute auf den Antrieb des Geistes zu hören! Das katholische Prinzip heißt: *Ubi Spiritus* – wo immer der Geist weht, wo immer das Unbedingte in Bewegung ist, wo immer das Ereignis uns ruft, und das kann wirklich überall, an jedem beliebigen Ort sein, denn der Geist ist das, worin wir leben, uns bewegen und sind – *ibi ecclesia*, da ist die Kirche am Werk, da wirkt das Unbedingte, mit oder ohne »Religion« (frei übersetzt). Die Kirche enthält das Unbedingte, aber sie kann es nicht fassen; sie ist die *chora tou achoritou*, das Gefäß des Unfassbaren.